



Aufnahme: © R. Werning

Die 85-jährige Frau Hwang Kum-Ju während einer Protestkundgebung

60 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs Garküchen und Rezepte des Vergessens Die 85-jährige ehemalige koreanische Zwangsprostituierte Hwang Kum-Ju streitet für ein Schuldeingeständnis aus Tokio

Rainer Werning

Seit dem 8. Januar 1992 demonstrieren alte koreanische Frauen im Zentrum Seouls vor der japanischen Botschaft. Jeden Mittwoch zur Mittagszeit – bei klirrender Kälte oder sengender Hitze. Dann hocken sich die Frauen auf Plastikstühle vor das Botschaftsgebäude des östlichen Nachbarn und entrollen Transparente mit den Aufschriften: „Entüllt die Wahrheit! – Löst das Problem der Comfort Women!“ Traurig und bizarr zugleich ist diese allwöchentliche Inszenierung. Die Gruppe der Demonstrantinnen wird stets kleiner und das ihnen widerfabrene Unrecht erdrückender. Den alten, teils gebrechlichen Frauen steht ein gnadenlos überlegenes, mitunter martialisch ausgerüstetes Aufgebot junger Polizisten gegenüber. Hinter deren Schutzschilde schotten sich die Verantwortlichen ab.

Begegnung in Balsan

Balsan ist ein Vorort Seouls. Triste, durchnummerierte Hochhäuser, die südkoreanische Antwort auf ostdeutsche Plattenbausilos, säumen ganze Straßenzüge. In einem dieser anonymen Wohnhäuser, das die Nummer 507 trägt, lebt die heute 85-jährige HWANG KUM-JU. Ihr knapp 20 Quadratmeter kleines Appartement im 15. Stockwerk erreicht Frau HWANG mit einem altersschwachen Aufzug.

Mit einem herzlichen Lächeln begrüßt mich die alte Dame an der Haustür, sichtlich erfreut, mich in ihrem bescheidenen Zuhause willkommen zu heißen. Inmitten von Erinnerungsstücken und Fotoalben hocken wir zu Dritt auf dem Boden. Anwesend ist

noch KIM EUN-SIK, der dolmetscht und eine langjährige Vertrauensperson von Frau HWANG ist.

Frau HWANG lebt in einem Einzimmer-Appartement inklusive einer Kochnische. Das WC ist winzig und erlaubt nur streng kontrollierte Bewegungen. Die Stimme der alten Frau ist resolut und ausdrucksstark. Geboren wurde HWANG KUM-JU 1920 in Puyo, heute Teil Südkoreas:

Unser großes familiäres Unglück bestand darin, dass mein Vater fast gleichzeitig mit dem Abschluss seiner Studien in Japan schwer erkrankte und regelmäßig Medikamente einnehmen musste. Gute Medizin aber konnten wir uns beim besten Willen nicht leisten. Durch einen glücklichen Zufall

lernte ich einen reichen Geschäftsmann kennen, der aus Hamhung stammte. Er gab mir tatsächlich Geld und ich wurde seine Adoptivtochter. Bevor ich mein Elternhaus verließ, versteckte ich 100 Won unter das Kopfkissen meines Vaters und sagte ihm zum Abschied, er solle dort später nachschauen. Zurückkehren wollte ich erst, wenn ich es zu etwas gebracht und genügend Geld gespart hätte.

Im Hause ihrer Adoptivmutter in Hamhung, im heutigen Nordkorea, erinnert sich Frau HWANG, sei sie anständig behandelt worden:

Der damalige Chef unseres Wohnviertels war Japaner – ein Steuereintreiber oder ein Militärpolizist. Ihn selbst bekam ich nur selten zu sehen, umso häufiger aber seine Frau und die Kinder. Vor allem seine Frau war sehr rührig; sie ging von Haus zu Haus und redete auf die Leute ein: „Der Kaiser hat angeordnet, dass sich unverheiratete Mädchen und Frauen zum dreijährigen Dienst in einer japanischen Militärfabrik melden sollen. Dort verdienen sie eine Menge Geld“. Niemand schöpfte damals Verdacht, was das bedeutete – „kaiserliche Dienste“.

Im Hause meiner Adoptiveltern gab es einschließlich mir drei unverheiratete Töchter. Da die anderen beiden studierten, bot ich mich an, zwei bis drei Jahre lang in einer solcher japanischen Fabriken zu arbeiten. Meine Adoptivmutter versprach mir, sich während meiner Abwesenheit um einen guten Partner zu kümmern, den ich dann nach meiner Rückkehr heiraten könnte.

Gedemütigt und missbraucht in der Mandschurei

Die Frau des Dorfchefs teilte KUM-JUN und den anderen Mädchen mit, sich vor der Bahnstation von Hamhung zu versammeln. Die meisten Mädchen waren zwischen fünfzehn und siebzehn Jahre alt. Es gab keine Abschiedszeremonie. Ein älterer Herr führte die Mädchen wortlos zu einem japanischen Soldaten, der sie dann zum Zug begleitete:

Die vorderen Waggons waren mit Militärs besetzt. In unserem Waggon befanden sich etwa fünfzig Mädchen. Die Fahrt ging nach Norden. Meistens war unser Abteil abgedunkelt. Häufig blieb der Zug in Tunnels stehen, nachts fuhr er kaum. Zweimal am Tag erhielten wir von den Militärpolizisten Reisbällchen mit Wasser. Einige Tage dürften wir so verbracht haben. Der Zug erreichte schließlich den Zielbahnhof in Jirin. Vor dem Bahnhofsgebäude parkte ein Laster, über den eine Plane gezogen war. Wir mussten auf die Ladefläche steigen. Einen halben Tag lang holperten wir dann über schlechte Straßen und Schlammwege.

Der Laster stoppte auf einem Militärgelände. Uns wurde als Schlafstätte eine der zahlreichen Baracken zugewiesen, die man *koya* nannte – Hütte. Eine *koya* hatte ein abgerundetes Dach aus Wellblech, der Boden war mit Strohmatte ausgelegt. Wir bekamen eine Decke und ein Kopfkissen. Es war so kalt, dass wir uns während des Schlafs aneinander kuschelten.

Es gab Frauen und Mädchen, die bereits eine Zeitlang dort waren. Sie sagten den Neuankömmlingen: „Vielleicht ist es besser, tot zu sein. Es ist wirklich schlecht für euch. Was ihr tun müsst, ist Arbeit, aber keine wirkliche Arbeit. Tut einfach nur das, was man von euch verlangt. Sonst prügeln sie euch zu Tode.“ An dieser Stelle wird Frau HWANGS Stimme zittrig. Leise fährt sie fort, ein-

fühlsam unterstützt von Herrn KIM, dem sie diese Erlebnisse in der Mandschurei bereits früher eidesstattlich anvertraute:

Am nächsten Tag holte ein Soldat jede von uns einzeln ab. Ich wurde in den Raum eines Offiziers geführt. Ich sollte an sein Bett treten und ihm umarmen, forderte er. Ich weigerte mich und er fragte, warum ich mich ziere. Ich sagte ihm, dass ich lieber putzen und seine Wäsche waschen würde. Das kümmerte ihn nicht. Als er versuchte, mich zu umarmen, widersetzte ich mich. Dann schlug er mir mitten ins Gesicht. Ich wimmerte vor Schmerzen und bat um Mitleid. Das störte ihn nicht; im Gegenteil, er wurde wütend. „Tu gefälligst, was ich dir sage“, brüllte er mich an und drohte, mich umzubringen. Er riss mir das Hemd vom Leib und durchschnitt mit seinem Schwert meine Unterwäsche. Ich wurde ohnmächtig. Später kam ein Soldat, um mich zurück zu bringen. Weinend wankte ich langsam hinter ihm her.

Etwa zwei Wochen lang dauerte diese Tortur. Jeden Tag mussten KUM-JU und die anderen Mädchen die Offiziere „besuchen“. Die Neuankömmlinge waren meistens Jungfrauen, die die Offiziere zuerst vergewaltigten. Kondome benutzten sie nicht, viele Mädchen waren bald schwanger. Wenn sie das feststellten, bekamen sie eine Spritze. Ihre Körper schwellen dann an und es stellten sich starke Blutungen ein. Danach schabte man ihnen in der Klinik die Gebärmutter aus. Wer diese Prozedur drei oder vier Mal mitmachte, wurde nicht mehr schwanger:

Nach zwei Wochen wurden wir zur „comfort station“ geschickt. Das war eine Holzkonstruktion mit bis zu sechs abgetrennten Räumen. Als Türen dienten Decken. Vier Gebäude dieser Art standen dicht gedrängt beieinander. Ich hörte, dass es zahlreiche solcher Stationen in der Umgebung gab. Die Räume waren winzig, auf den Holzböden lagen Tücher und Decken. Nach der „Arbeit“ hätten wir eigentlich in unsere *koya* zurückgehen sollen. Doch häufig waren wir so erschöpft, dass wir auch Nachts in der „comfort station“ schliefen.

In der „comfort station“ gab es für die Soldaten keinen Zeitplan. Es kamen einfache Soldaten und Offiziere. Letztere ließen sich allerdings seltener blicken – aus Angst, sich eine Geschlechtskrankheit zuzuziehen. Täglich musste ein Mädchen bis zu 40 Soldaten „bedienen“:

Einige Soldaten reagierten sich wild ab, andere beulten, weil sie bald an die Front mussten. Wöchentlich gingen wir in die Klinik, um uns untersuchen zu lassen. Viele Mädchen mussten mehrfach Abreibungen über sich ergehen lassen. Wenn sich jemand eine ansteckende Krankheit geholt hatte, wurde sie auf eine Isolierstation gebracht. Einige Mädchen waren von den Schamhaaren aufwärts bis zum Bauchnabel mit eiternden Wunden übersät. Ihre Gesichter schwellen gelb an, sie verschwanden dann einfach.

Lebhaft erinnert sich Frau HWANG an den 15. August 1945. Niemand rief an diesem denkwürdigen Tag zum Abendessen. Überall Stille, nur Stofffetzen, die sich im elektrischen Zaun des Militärcamps verfangen hatten, flirrten im Wind. Als sie im leeren Speisesaal gerade Wasser trank, erschien ein Soldat. Er sagte ihr, sie sei jetzt frei und solle sofort abhauen, bevor die Chinesen

kämen und alle töten würden. Der Kaiser hätte nämlich kapituliert, weil Amerikaner Bomben mit verheerender Wirkung über Japan abgeworfen hätten:

Ich rannte, so schnell ich konnte. Ich passierte mehrere Tore und zerschnittene Stacheldrahtverhaue und erreichte nach etwa 15 Kilometern eine belebte Straße, die sich immer mehr füllte. Alle möglichen Leute hatten nur ein Ziel vor Augen: die Flucht gen Süden. Durch Betteln hielt ich mich über Wasser. Nach viermonatigem Fußmarsch erreichte ich im Dezember 1945 schließlich die Station Chongnyangni in Seoul.

An der Chongnyangni-Station ließ sich Frau HWANG erschöpft nieder. Als Erstes ging sie zu einem Imbissstand und bat um eine heiße, kräftig gewürzte Suppe. Die Besitzerin empfand offensichtlich Mitleid mit der völlig herunter gekommenen Person. Frau HWANG bekam ausreichend zu essen. Nach Jahren war das die erste menschliche Regung, die sie verspürte:

Ich war gerührt und weinte. Endlich konnte ich mich mal wieder satt essen, richtig waschen, erhielt saubere Kleidung und Unterwäsche. Die Besitzerin war sogar so lebenswürdig, mir die Haare zu schneiden, die Läuse zu entfernen und mein Haar dann mit DDT zu besprühen.

Unter Brückenpfeilern – auf der Flucht

Nach dem Krieg lebte Frau HWANG in Chongnyangni drei Jahre lang unter einer Brücke. Sie bettelte und kochte sich Brei, den sie in aufgesammelten Butterbüchsen der amerikanischen Besatzer abfüllte. In der Nähe gab es eine Gemeinde von Adventisten:

Als die Leute mitkriegten, dass ich häufig starke Unterleibsblutungen und große Schmerzen hatte, dachten sie, ich würde sterben. Sie informierten deshalb den Chefarzt eines amerikanischen Krankenhauses. Drei Ärzte haben mich dann auf einem Tisch operiert und mir die Gebärmutter entfernt.

Frau HWANG rückt näher zu uns, zieht mit einem Ruck ihr Hemd hoch und zeigt uns eine große Narbe. Ihr „ganzer Bauch“ sei „weg“, sagt sie:

Nach drei Monaten konnte ich, auf einem Stock gestützt, aufstehen. Da ich damals unter einer Brücke geschlafen hatte, mieteten die Ärzte für mich ein Zimmer neben der Polizeiwache von Chongnyangni an. Die Leute brachten mir Töpfe, Geschirr, Kleidungsstücke und Schuhe, alles, was man halt zum Leben braucht. Ich fühlte mich reich.

Ein kurzlebiges Gefühl. Im Sommer 1950 stürzte ein verheerender Bruderkrieg die koreanische Halbinsel in Elend und Chaos. Drei lange Jahre, bis Sommer 1953, dauerte der Koreakrieg – mit ständig wechselnden Frontverläufen. Wie Millionen ihrer Landsleute begab sich auch Frau HWANG mit ihren wenigen Habseligkeiten auf die Flucht in den Süden – in die Städte Taegu und Pusan. Selbst während der Kriegswirren kümmerte sie sich um fünf Waisenkinder, von denen eins sehr jung starb. Die anderen wuchsen

auf, Frau HWANG bezahlte ihr Schulgeld und später heirateten sie. Nachdem der Krieg im Sommer 1953 endlich vorbei war, arbeitete sie eine Zeitlang als landwirtschaftliche Gehilfin.

Marketenderin im Moloch Seoul

Auf dem Lande hielt es Frau HWANG jedoch nicht lange. Es zog sie zurück nach Seoul, erneut nahe der Station Chongnyangni, wo sie zunächst Gemüse, später Nudeln, dann Magkoli (Reisbier) und Reis verkaufte. Kleine Ersparnisse ermöglichten ihr einen großen Sprung; sie konnte sich eine Garküche leisten – sogar mit eigenem Imbissstand. Täglich stand sie um halb Sechs auf, trank mehrere Tassen Kaffee, um sich aufzurappeln, und deckte sich dann mit allem Notwendigen auf nahe gelegenen Märkten ein. Ihr Überlebensrezept bestand darin, das Vergangene zu vergessen und sich mit ihrer selbständigen Arbeit Respekt zu verschaffen:

Ich habe meine Vergangenheit verheimlicht, weil es mir so peinlich war. Ich konnte nicht heiraten, und wem sollte ich mich anvertrauen? Nach Hause zurück geben, kam nicht in Frage. Wenn ich den Leuten meine Geschichte erzählt hätte, wäre ich wie eine Aussätzige behandelt worden. Deshalb habe ich geschwiegen. Nur dem Arzt erzählte ich alles, bevor ich operiert werden sollte.

Frau HWANGS Leben veränderte sich schlagartig, als die mittlerweile verstorbene Frau KIM HAK-SUN, ebenfalls eine ehemalige Zwangsprostituierte, Anfang der neunziger Jahre erstmalig ihr eigenes Schicksal und das ihrer zahlreichen Leidensgenossinnen publik machte:

Ich habe KIM HAK-SUN zum ersten Mal in den Fernsehnachrichten abends um Neun gesehen. Sie forderte Frauen auf, die in einer ähnlichen Lage sind wie sie, zu ihr nach Yongsan zu kommen und gemeinsam ein Projekt zu starten. Am nächsten Tag ließ ich meinen Laden Laden sein und machte mich direkt auf den Weg nach Yongsan. Am Abend zuvor hatte ich mir Frau KIMS Telefonnummer notiert, so dass ich sie direkt anrufen konnte. Sie holte mich ab und brachte mich zu anderen Betroffenen. So arbeiteten wir zusammen, bis Frau KIM starb. Solange ich lebe, erwarte ich, dass aus Tokio endlich ein Schuldeingeständnis kommt. Im Falle von einem Dutzend verschleppter Japaner nach Nordkorea, wovon fünf starben, verlangen die japanischen Behörden mit Mordgeschrei, dass sich Nordkorea entschuldigt und die Opfer entschädigt. Von uns aber, die wir jung und unverheiratet waren, wollen dieselben Stellen in Japan nichts wissen und hören. Sie warten nur darauf, dass Frauen wie ich sterben.

Frau HWANG weiß, dass ihre verlorene Jugend nicht „wieder gut zu machen“ ist. Eine finanzielle Entschädigung interessiert sie in ihrem Alter kaum noch. Vom Staat bekommt sie einen Zuschuss für den Lebensunterhalt und die Miete, und Freunde unterstützen sie mit allem Notwendigen. Sterben möchte sie mit dem Gefühl, in ihrem Leben nicht verachtet worden zu sein. Neben KIM HAK-SUN möchte sie begraben werden, weil sie sonst niemanden habe, der nach ihrem Tod zu ihr spricht.

Dr. Rainer Werning [RainerWerning@aol.com] Politikwissenschaftler und Publizist mit dem Schwerpunkt Ost- und Südostasien, ist u.a. Vorstandsvorsitzender des Korea-Verband e.V. im Asienhaus (Essen).